

- 1 Essay von Nico Rubeli: erschienen in: tachles, Das jüdische
- 2 Wochenmagazin, 2 (15. Februar 2002) 7, 10-11.

In „geheimer Mission“ alter eliminatorischer Wünsche

Die Schächtdebatte in der Schweiz wird emotional geführt. Das nationale Gespräch hält sich zum grössten Teil in irrationalen Räumen menschlicher Gedanken und Assoziationen auf. Wie bei allen Diskussion, wo emotionale und persönliche Ebenen die Sachfragen auf die Seite drücken, stecken andere Motive und „hidden Agendas“ hinter den oberflächlichen Worthülsen und Sprachmasken.

Der grosse Unterschied zwischen dem vorchristlichen Judenhass und dem christlichen Antijudaismus bestand darin, dass Römer und Griechen im Rahmen xenophobischer Verfehmungen argumentierten, also Fremdenhass verbreiteten. Die christlichen Kirchen und Dogmen verliehen dem Judenhass eine neue Dimension: konsequente eliminatorische Wünsche, die darauf zielten, dass Juden aufhören sollen, Juden zu sein, oder sterben sollen. „Taufe oder Tod“ hiess es im Mittelalter: also Juden sollen nicht mehr in die Synagogen gehen, sondern als Christen Kirchen besuchen. Wenn Juden Juden bleiben wollen, sollen sie – so die eliminatorisch geprägte kriminelle Energie – weggebracht oder umgebracht werden.

Christinnen und Christen aller Konfessionen haben nach der Schoa in selbstkritischen und schmerzhaften Bemühungen angefangen umzudenken, nämlich nicht nur aufzuhören antisemitisch zu handeln, sondern auch nicht mehr den „Tod der Juden“ zu begehren, sei es ein geistiger, geistlicher oder physischer Tod. Heute versuchen einige militante Tierschützer diese alte eliminatorische Logik neu zu verwirklichen. Der Stab der antisemitischen Stafette ist weitergegeben worden.

Nach den sogenannten Pestpogromen im 14. Jahrhundert, dem von der städtischen Oberschicht im heiligen römischen Reich deutscher Nation (zu dem auch die Eidgenossenschaft gehörte) wirtschaftlich und politisch durchweg vorsätzlich geplanten „Tod den Juden“, sollten Juden nur noch kurze Zeit, also bis zur Jahrhundertwende des 14./15. Jahrhunderts, in der Eidgenossenschaft leben. Von den „intellektuellen Gastarbeitern“ abgesehen, die im 16. Jahrhundert Humanisten und Buchdruckern beigestanden haben, brauchte es den Druck aus dem Ausland, im 19. Jahrhundert, damit Juden nicht nur in speziellen „Reservaten“, den bekannten Judendörfern Endingen und Lengnau, wohnen durften, sondern dass Juden überall Niederlassungsrechte erhielten. Die Franzosen zwangen mit der Helvetik den Beginn der „Emanzipation der Juden in der Schweiz“ von aussen auf. Liberale Nichtjuden setzten sich damals eindrücklich für Juden ein. In der Restauration nach 1815 wurde die Emanzipation zurückgenommen und auch im liberalen Bundesstaat nach 1848 nur zögernd gewährt. Der Druck von Frankreich, den USA und von Holland ermöglichte die Emanzipation der Juden in der Schweiz bis 1878. Es war die aargauische Kirche, gerade also die Landeskirche im Gebiet der ehemaligen Judendörfer, die vor Bundesgericht die Rücknahme der ersten Bürgerrechte in Richtung Gleichberechtigung forderte. Und – als die für viele damals anstössige Freiheit der Juden nicht mehr aufzuhalten war – kam und dies mit klar beweisbarer und nur antisemitischer Energie: die Einführung des Schächtverbots 1893. Lesen Sie Texte von damals, sehen Sie sich die historischen Wahlplakate an. Die Logik war: erstens: wenn schon Juden unter uns wohnen, dann sollen sie – bitte schön! – sich so aufführen, wie wir dies tun, und sich uns anpassen. Zweitens: Die Zuwanderung von Ostjuden soll durch die

Verunmöglichung, kosher zu essen, verhindert werden, was Antisemitismus und Xenophobie verschränkte.

Dieses Argument: „Juden sollen werden wie wir!“, hören wir bei Themen wie: Schule am Samstag, koschere Verpflegung und übrigens auch bei der in der Schweiz schon zum Entreebillet in die Gesellschaft hochstilisierten und zwanghaft abverlangten Delegitimation des modernen Staates Israel.

Wenn militante Tierschützer behaupten, es habe nichts mit Antisemitismus zu tun, die Frage des Schächtens auf Verfassungsebene zu regeln – und zwar möglichst restriktiv, so sprechen schon die quantitativen und qualitativen Asymmetrien dafür. 7 Millionen Menschen diskutieren emotional im Tagesgespräch über Schächten, das für einige Tausend Schweizer Juden und Jüdinnen wesentlich ist. Zudem müssen wir die nach religiösen Vorschriften essenden Muslim dazurechnen, die grösser an der Zahl sind. Für den antisemitischen Hintergrund der Diskussion spricht auch, dass vor allem von koscherem Fleisch gesprochen wird und von „schächten“, was übersetzt einfach „schlachten“ heisst. Die Fragen um islamische Regeln und das Gespräch mit Muslim rücken eigenartig in den Hintergrund.

Dass Tiere in der Schweiz leiden, wenn sie neben vereinsamten suchtkranken oder sterbenden Menschen in unseren Grossstädten verhungern, verdursten und vertrocknen, wenn sie brutal produziert und transportiert werden, wenn Wild gejagt wird und mit einem, zwei oder drei Schüssen getötet wird ... Aber lassen wir diese Ebene. Denn gemäss einiger militanter Tierschützer ist die Brutalität vor allem beim Schächten gegeben, was argumentativ wiederum eine klassisch christliche Struktur des Antijudaismus darstellt: bei allen ungelösten Problemen waren in christlichen Ländern primär Juden schuld: für unaufgeklärte Morde, für Seuchen und eben nun auch dafür, dass wir Tiere töten müssen, bevor das Steak auf dem Teller ist. Ein Tier zu töten ist immer brutal. Es gibt kein leidloses „humanes“ Töten.

Selbstverständlich, Vegetarier sind nicht eo ipso Antisemiten. Ich kenne viele Zeitgenossen, die für das Leiden von Tieren und für die schrecklichen Bilder (wohlverstanden: aus nichtjüdischen Schlachthäusern) von Schlachtvieh, das nach den Transporten ausgeladen, auf die Rampen getrieben und dann getötet und geschlachtet wird, nicht verantwortlich sein wollen und aus Überzeugung aufgehört haben, Fleisch zu essen. Diese Haltung ist ehrbar, gut und aus meiner Sicht nachahmenswert. Nach der jüdischen Traditionen waren die ersten Menschen bis Noah übrigens alle Vegetarier.

Der missionarische Eifer aber, dass nun einige Tausend Juden und Muslim auf Fleisch verzichten sollen und dass auch der mögliche Kompromiss lokaler Betäubungen nicht angenommen wird, diese fremdbestimmende „Konsequenz für andere“ hat seine Geschichte, die mit edelsten neuen Motiven nicht wegdiskutiert werden kann: Das „Schächtverbot“ wurde in der Schweiz aus rein antisemitischen Gründen eingeführt. Später kamen tierschützerische Aspekte hinzu. Ein Projekt, das mit schlechten Motiven begann, wird auch bei neuer sekundärer Legitimation nicht besser. Dass die Logik, die zum Schächtverbot führte, nämlich Juden sollen aufhören, jüdisch zu leben, auch dazu geführt hatte, Juden zu vertreiben, umzubringen und in der Schoa industriell zu vernichten, dies bringt alle zivilisierten Länder unserer Umgebung dazu, politisch und rechtlich eindeutig und klar und unverbrüchlich festzuhalten: die Religionsfreiheit ist ein nicht preisgebendes Gut.

Der Druck der Schweizer Gesellschaft, dass von jüdischen Gesprächspartnern im Fernsehen und auf Podien erwartet wird, sie sollten sofort einräumen, dass militante Tierschützer sicher nicht antisemitisch strukturiert seien – schon dieser Druck alleine ist wiederum antisemitisch. Dass zudem viele militante Tierschützer Worte aus der Schoa benutzen, um Tierleid zu beschreiben, diese schreckliche ethische Verwirrung alleine ist

verräterisch: der Versuch Juden zu Christen oder zu anderen Fiktionen der „Mehrheitsmenschen“ zu machen, misslang und legitimierte konsequent Vernichtungswünsche. Dieses Begehren haben am konsequentesten, menschenverachtend und grauenhaft die Nazis damals realisiert – und übrigens auch sie aufbauend auf dem christlich-eliminatorischen Erbe des Judenhasses.

Der Wille militanter Tierschützer, dass Juden entweder „christlich essen“, „vegetarisch essen“ oder das Land zu verlassen haben, verwirklicht dieselbe Logik wie früher „Taufe oder Tod“. Die Ausladung: „Wenn ihr euch hier nicht bis zur Unkenntlichkeit anpasst, dann geht doch!“ – sie gehört zu diesem Erbe eliminatorischer Gewalt aus dem Mittelalter, ein Erbe, das bis heute kontinuierlich gepflegt wird und das – sei es noch so irrational! – für viele Zeitgenossen plausibel bleibt.

Basel, 5. Februar 2002

Nico Rubeli